Der Bratelgeiger.

Von Rudolf Greing.

Daß es der Stephen Moigg noch jemals in seinem Leben zu einem Weib bringen würde, das glaubte im ganzen Dorf schon längst niemand mehr. Dabei war der Stöffl weder besonders alt noch weiberfeindlich. Er stand erst Anfang der Vierziger, war also ein in den besten Jahren stehendes Mannbild — und die Diandeln hatte er immer gern gesehen.

In seinem werktägigen Beruf war der Stöffl ein ehrsamer Schuster. Bei feierlichen Gelegenheiten zog er jedoch das Alltagskleid aus und wurde Virtuos. Für Hochzeiten, Taufen, zur Kirchweih, überall, wo getanzt wurde, war der Stöffl eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Er konnte halt gar so viel gut das „Wimmerholz" spielen. Und wenn der Stöffl beim Tanz aufgeigte, dann ging einem die Musi noch einmal so landerisch und schiaberisch in die Füß'.

Den Stöffl kannte man daher weniger nach seinem bürgerlichen Namen, der auf dem Schild seiner Werkstatt prangte. Er hieß allgemein nur der Bratelgeiger. Weil der klingende Lohn der landlichen Musikanten gewöhnlich kein nennenswerter ist, müßen sie sich mehr an den Tafelgenüssen der einzelnen Festlichkeiten schadlos halten und hauptsächlich für ein saftiges Bratel und alles, was drum und dran hängt, aufspielen. Daher der Name Bratelgeiger. Da stellte der Stöffl seinen Mann. Er aß, was er nur konnte, und trank, was er vertrug.

Dieses fidele Leben war die Hauptursache, warum der Stöffl nie zum Heiraten kam. So lang' er noch jung war, scharwenzelte er um alle möglichen Diandeln herum. Der Bratelgeiger war überall gern gelitten. Die Musik hat schon einmal eine damische Gewalt. Vor lauter Auswahl tat dem Stöffl die Wahl weh, und er konnte sich nie für eine bestimmte Herzensneigung entschließen. Als er älter wurde, war die Sache noch schwieriger. Jetzt hieß es erst recht auf der Hut sein, daß er nicht hineintappte.

Seine Vorliebe für die Bratelns hatte den Stöffl übrigens zu einer ziemlich gefährlichen Leidenschaft verführt. Er ging gern etwas wildern. Zwar nicht mit der Büchse; denn vor dem Schießeisen hatte er von jeher einen gewaltigen Respekt. Aber wenn er gerade ein paar Hasenschlingen legen konnte, so war der Stöffl kein Kostverächter, falls sich in der Schlinge ganz zufällig was gefangen hatte.

Erwischt war er bei dieser Tätigkeit noch nie worden. Im Verdacht mochte ihn der Forstner Klaus wohl schon seit längerer Zeit haben. Wenigstens redete er öfter anspielungsweise „so dergleichen."

Heute hatte der Stöffl beim Sternwirt ein bissel aufgeheigt. Mehr aus Kameradschaft. Es war getanzt worden, und es ging bereits gegen Mitternacht, als sich die lustige Gesellschaft trennte.

Der Bratelgeiger hing sein Instrument in dem grünen rupfenen Sack über die Schulter und tat, als wenn er sich auf den Heimweg machen wollt. In Wirklichkeit hatte er aber noch einen wichtigen Gang. Gestern war ihm ein fettes Haserl eingegangen. Leider hatte er aber noch keine günstige Gelegenheit gefunden, es vollkommen ungefährdet heimzubringen. So hatte er es einstweilen am Rand vom Planetzenwaldele sorgfältig unter Fichtenzweigen versteckt.

Es war eine lauwarme Juninacht. Dabei war der Mond so gefällig, sich hinter Wolken zu verstecken. Der Stöffl schlug eilig den Weg nach dem Wäldchen ein, das nur etwa eine Viertelstunde außer dem Dorfe lag.

Gott sei Dank, das Haserl war noch da. Der Stöffl nahm die Geige aus dem Sack und packte dafür das Wildbret hinein. Eben wollte er sein treues Instrument unter den Arm nehmen und wieder heimpilgern, als er plötzlich hinter sich krachende Schritte hörte.

Noch bevor er Reißaus nehmen konnte, stand eine kräftige, gedrungene Gestalt vor ihm.

„Halt, wer da?" schrie es den Stöffl an. Gleichzeitig vernahm der zu Tode erschrockene Bratelgeiger das Knacken eines Gewehrhahns.

„Um Gotteswillen, nit schießen! Es bin's nur i!" rief der Stöffl.

„Wer is der „i"? Das könnt' jeder sagen!" kam es zurück. Gleichzeitig blinzelte der Mond aus einer entfliehenden Wolke und beschien boshaft die ganze Szene. Es war der Forstner Klaus, der vor dem Stöffl stand. Dieser sah im Mondlicht nun deutlich das blatternarbige Gesicht des Jägers, aus dem der ungepflegte Schnurrbart wie zwei borstige Anstreicherpinsel wegstand.

„Ah, du bist's, Klaus? Hast du mich aber erschreckt!" spielte der Stöffl den Arglosen.

„Was hast denn in dem Sack da?" ging der Forstner gleich auf sein Ziel los.

„Was werd' i denn in dem Sack hab'n?" stotterte der Stöffl. „Mei Geig'n!"

„So? Hast du heut' gar zwei Geigen bei dir?" versetzte der Forstner Klaus höhnisch. „Die eine hast ja unter'm Arm!" Dabei befühlte er schon den Sack. „A spassige Geig'n dös! Greift sich gar ni' an wie a Holz. So a mollete Geig'n hab' i meiner Lebtag noch nit g'fehn. Muß i mir doch näher anschauen!" Er langte in den Sack und zog den Hasen heraus. „Bin i dir amal auf deine Schlich' kommen, Bratelgeiger, elendiger! Wart' nur' jetz will i dir amal was aufgeng'n! Einpacken den Hasen, und vorwärts — marsch!"

Der Stöffl packte den Hasen in den Sack und sah sich unwillkürlich nach Rettung um. Da hatte der Forstner Klaus aber schon sein Gewehr in Anschlag gebracht.

„I bitt di', häng' das Schießeisen um!" flehte der Stöffl. „I geh ja eh' schon!"

Einige Schritte gingen die beiden schweigend nebeneinander her. Dann verlegte sich der Stöffl auf das Unterhandeln.

„Schau, Forstner," begann er in flehendem Ton, „du wirst mi doch nit unglücklich machen woll'n!"

„I mach' dich nit unglücklich!" erwiderte der Klaus trocken. „I führ' dich g'rad in'n Gemeindearrest. Da kannst dann übernachten!"

„Aber Klaus, Klausai!" flehte der Stöffl. „Wegen dem Haserl so a Schand'!"

„Die Schand' is bei Sach'! Dös geht mich gar nix an!" versetzte der Jäger.

„Klausai, laß mich aus! G'rad' heut' noch laß mich laufen! I leg' g'wiß nimmer a Schlingen! Geh, hab' a Erbarmnis!" bettelte der Bratelgeiger.

„Nix da!" herrschte ihn der Forstner an. „Mit Wildbieb' gibt's koa Erbarmnis! Ja, wenn du noch a verheirateter Mann wärst und a Weib hättest und a Stub'n voll Kinder, nachher ließ sich vielleicht a Wörtel red'n. Aber so a lediger Fetzen wie du, der g'hört in Kotter! (Arrest.) Da gibt's koa Erbarmnis! Sonst könnt' einem wenigstens noch 's Weib und die unschuldigen Hascherln erbarmen!"

Sie waren immer näher zum Dorf gekommen. Damit wuchs auch die Angst des Stöffl immer mehr. Wenn es ihm nicht alsbald gelang, das Herz des Forstners zu erweichen, dann ging es schief. Er klammerte sich nun an den rechten Arm des Klaus und hielt ihn in seinem eiligen Schritt zurück.

„Klausai," jammerte er, „was nit is, kann ja noch werd'n! I kann ja auch noch heiraten!"

„Du und heiraten!" lachte der Forstner und machte sich vom Stöffl los.

„Aber i hab's ernstlich im Sinn!" versicherte der Bratelgeiger.

„Dös hast schon zwanzig Jahr' im Sinn! Hast vielleicht gar schon a Braut?" höhnte der Klaus.

„Freilich hab' i a Braut!" sagte der Stöffl in seiner Angst.

„Ja wen denn?" fragte der Forstner.

Der Bratelgeiger suchte verzweifelt in seinem Hirn, wen er nennen sollte. Da kam ihm plötzlich ein rettender Gedanke. Das mußte ihm heraushelfen.

„Weißt, Forstner, Braut kann i eigentlich nit recht sag'n. Aber spitzen tu' i auf dös Madl schon länger. I hab' g'rand noch nia die richtige Schneid' g'habt! Die Thurwieser Kordl (Kordula, is's, dei' Basl. Du wirst doch deiner eigenen Basl nit die Schand' antun, daß du mich einsperrst, laßt!"

„Holla, Mandl!" versetzte der Forstner spöttisch. „So schnell schiaß'n die Franzosen nit! Ganz a revierische (schneidige) Dirn, mei Basl. Hast schon g'red't damit?"

„Wenn i noch nit die Schneid' g'habt hab'!" sagte der Stöffl. Herumgeredet hatte er bei der Kordl wohl auch schon. Aber er wußte, die hatte Haar' auf den Zähnen, und besonders jung war sie auch nicht mehr. Aber sonst ganz eine appetitliche Dirn. Ab und zu hatte der Bratelgeiger schon daran gedacht, das wäre so ein Weib für ihn. Aber entschließen konnte er sich halt nie.

„Zu der Schneid" will i dir schon verhelfen!" meinte nach einer Pause der Jäger. „Kommst g'rad mit mir! Gehst jetz gleich zur Kordl fensterln! I halt' dir die Leiter!"

„Was?" blieb der Bratelgeiger bestürzt stehen.

„Zur Thurwieser Kordl, meiner Basl, gehst fensterln!" wiederholte der Forstner Klaus mit einer gewissen grausamen Deutlichkeit. „Und da bringst alles in Richtigkeit! Morgen feiern wir nachher den Verspruch!"

„Aber dös geht ja viel zu g'schwind! Dös muaß i mir noch reiflicher überlegen!" wehrte sich der Stöffl.

„Da gibt's nix zu überlegen!" entschied der Jäger. „Entweder zur Kordl ihrem Fenster oder in den Gemeindekotter!"

„Meinetwegen!" seufzte der Stöffl. „Vielleicht mag sie mich gar nit!" fügte er erleichtert hinzu.

„Dös werd'n wir bald sehen!" Mit diesen Worten schlug der Forstner Klaus den Weg zu dem kleinen Thurwieser Gütel ein . . .

Im Hof beim Thurwieser plätscherte der Brunnen. Sonst war alles mäuserlstad.

Nach einigem Suchen fand der Forstner Klaus eine Leiter, schleppte sie hervor und lehnte sie an die Hauswand, gerade bis zu einem kleinen Fenster! droben im ersten Stockwerk.

„So, da traxelst jetz auf!" befahl der Klaus. „Dös is der Kordl ihr Kammerfenster!. Gib her dei' Geig'n und den Hasen!

„Könnt' i denn nit bei Tag damit reden?" suchte der Stöffl Ausflüchte.

„Nix da! Jetz red'ste damit!"

„I steig' sowie ungern auf a Leater! I bin schwindlig!"

„I werd' dir schon den Schwindel austreib'n! Als wenn du noch nia fensterl g'wesen wärst, du scheinheiliger Tropf, du!"

„Ja, dös war in jüngern Jahren!"

„Nachher probierst es amal, wiea's in dö ältern Jahr' is!" Also marsch!"

Der Stöffl traxelte an der Leiter empor. In der Mitte angelangt, hielt er inne. „Muaß's denn wirkli' sein?" fragte er kläglich. Statt der Antwort hörte er von drunten ein Knacken des Hahns. Ein entsetzlicher Blick in die Tiefe belehrte ihn, daß der Klaus mit dem Gewehr im Anschlag am Grunde der Leiter stand. Der Stöffl tragte nicht mehr lange und kletterte, so schnell er konnte, zum Kammerfenster der Kordl empor.

Jetzt war er auf der obersten Leitersprosse.

„Na, wird's bald werden! Klopf' an!" hörte er die Stimme des Klaus. Der Stöffl pochte leise an die Fensterscheiben.

„Lauter!" befahl der Forstner. „'s Madl hat an festen Schlaf!"

„Tua amal 's Schiaßeisen weg!" jammerte der Bratelgeiger. „Wenn's losgeht — es is schon oft a Unglück passiert!"

„'s Schiaßeisen bleibt, wia's is!" entschied der Forstner Klaus. „Tusch' (klopfen, trallen) an jetz ans Fenster, oder i mach' was anders tuschen!"

Wiederum das Knacken des Gewehrhahns. Der Stöffl machte auf der Leiter einen förmlichen Hupf vor Schrecken und stieß mit der Faust gegen das Fenster, daß er bei einem Haar die Scheiben eingeschlagen hätte.

In der Kammer wurde es laut. Man hörte unruhige Schritte. Noch dauerte es eine Weile. Dann wurde das kleine Fensterl aufgemacht. Der Kopf der Kordl erschien im Rahmen.

„Sakra! Was gibt's denn?" schalt die Dirn. „Was will denn der Nachtlump da?"

„Mach's Maul auf!" hörte der Stöffl den Forstner drunten flüstern.

„Kordl, i hätt' mit dir was Wichtiges z' red'n!" stotterte der Stöffl.

„Jessas, der Bratelgeiger!" rief die Dirn. „Bist narrisch wor'n? Was willst denn?"

Dem Stöffl würgte es die Kehle zu. Er brachte kein Wort heraus. Wieder das entsetzliche Knacken von drunten.

„I — i —" würgte der Stöffl hervor. „I muaß dich halt fragen, ob wir nit z'samm' heiraten könnten?"

„Mir scheint, du hast an Rausch!" sagte die Kordl.

„Na, na," versicherte der Stöffl, vor Angst schwitzend, „i bin bodennüchtern! Du wirst mich halt nit mögen — —"

Der Hahn knackte mehrere Male nacheinander. Der Stöffl duckte sich vor Entsetzen ganz zusammen und beeilte sich, zu versichern:

„Aber i, i bin halt damisch in dich verbrennt!"

„Und dessentwegen muaßt no' in der Nacht kommen?" fragte die Dirn.

„Justament dessentwegen!" ächzte der Bratelgeiger Stöffl.

„Is dir aber auch Ernst?" fragte die Kordl mißtrauisch.

„Heiliger Ernst!" flüsterte von drunten der Forstner Klaus.

„Hei—hei—heiliger Ernst!" stotterte der Stöffl, der am ganzen Leib keinen trockenen Faden mehr spürte.

„Nachher sag' i auch nit na!" ließ sich die Dirn vernehmen. „Red' morgen mit'm Vatern! Und jetz schaust, daß d' ins Bett kimmst!"

„A Buffel!" befahl es flüsternd von unten.

„A — a — a Bu—bu—buffel!" stammelte der Stöffl schlotternd; denn es hatte schon wieder geknackt. Gleich darauf hörte man einen lauten, langen Schmatz. Das Fensterl wurde zugeschlagen. Der Stöffl kletterte, mehr tot als lebendig, die Leiter wieder herunter.

Der Forstner Klaus hing dem Bratelgeiger seinen aufgepfenen Sack um.

„So, jetz kannst hoamgeh'n. Und morgen nach'm Feierabendläuten treffen wir uns zum Verspruch beim Thurwieser!" —

Der Verspruch wurde wirklich am nächsten Tag gefeiert. Vier Wochen später war die Hochzeit. Die Kordl ließ nicht mehr lugg (los.)

Der Bratelgeiger ist ein ganz glücklicher Ehemann geworden, wenn sein Weib auch die Hosen anhat. Warum den Stöffl in jener Nacht die Lieb' gar so brannte, ist der Kordl bis zum heutigen Tag ein Geheimnis geblieben.

Wenn er an seine Brautwerbung zurückdenkt, wurmt der Stöffl eigentlich nur mehr ein Ding. Als er damals auf dem Heimweg seinen Sack untersuchte, war die Geig'n drinnen. Den Hasen hatte der Forstner Klaus behalten.

— Scherzfrage. — Wie erhält man Kalbfleisch am besten lange frisch?

Man läßt das Kalb am Leben.

Der Sumpfkäfer.

Skizze von Werner Peter Larsen.

Ich bin oft im Museum für Naturkunde. Oft und gern, denn es läßt sich gut nachdenken, wenn man durch die stillen Säle geht, wo jeder Winkel ein Stück Leben birgt und mit beredten Worten erzählt von Werden und Vergehen.

Ich durchstreife sie alle und vergesse nur selten einen.

Nie aber verlasse ich das Haus, ohne in dem Saal gewesen zu sein, der den Insekten gehört. Da hängt gleich links vom Fenster ein Kasten, ganz mit Käfern gefüllt, und sehe ich ihn, überkommt mich die Erinnerung und führt mich um Jahre zurück, und ich sehe wieder das alte, verstaubte Zimmer, und vergessene Gesichter — nicken — und winken —

*

Wir waren unser acht in dem kleinen Hinterzimmer, dessen einziges Fenster hinausging auf einen finsteren, schmutzigen Hof.

Meistens sahen wir ihn zwar nicht, denn das Glas war mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt und gewährte kaum den Sonnenstrahlen Einlaß.

Wir waren unser acht, je zu zwei an ein Schreibpult gekettet, auf dem sich vor und hinter und über uns so ungefähr alles erhob, was erschaffen ist, dem Menschen das Leben zu verleiden: Rechnungen, Kreditauskünfte, staubige Bücher.

Als ich mich das erstemal an mein Pult setzte und mich redlich abmühte, wie mir geheißen war, in den Welthandel einzugreifen, sagte ich unwillkürlich ganz laut:

„Nein! Das hältst Du nicht aus! Lieber Schweine hüten! Heuschrecken essen! Alles, nur nicht das!"

Mir gegenüber, östlich von dem großen Tintenfaß, saß ein Herr, der mich interessierte.

Ein kleines verblichenes Männchen mit ängstlichen Bewegungen, rutschte er den ganzen Tag auf dem Schreibsessel hin und her, fand stets etwas zu durchblättern und auszustreichen, erledigte mit weitgehendster Sorgfalt selbst die einfachsten Dinge und — das war sein Hauptmerkmal — hatte nie einen Augenblick Zeit.

Erst spät abends, wenn die anderen die Arbeit beiseite schoben und mit mildem Gruß durch die knarrende Tür verschwanden, hob er vorsichtig, gleichsam verwundert den Kopf, sah nach der Uhr, schloß Schreibzeug und Papiere ins Pult und blieb dann meistens noch einen Augenblick sitzen, mit milden Falten um die Mundwinkel und blöden Augen.

— Einmal in der Mittagspause habe ich ihn gefragt, wie lange er schon an dem Pult arbeite.

Er sah mich erschrocken an, und der blöde Ausdruck kam wieder in seine Augen.

„Sechsundzwanzig Jahre," sagte er.

„Sechsundzwanzig?" fragte ich und merkte, wie es mir zu schwindeln begann. „Ja, hält denn das ein Mensch aus —?"

Er zuckte die Achseln.

„Wenn er muß . . . ."

„Und Sie haben also gemußt?"

„Hm," machte er, „wenn Sie wollen — ja. Sehen Sie, heute bin ich schon vernünftig. Heute rechne ich um Jahre voraus. Aber früher . . . . da war ich wirklich ein vermaledeiter Kerl! So einer . . . . wissen Sie . . . von den Schwärmern. Immer träumen und Luftschlösser bauen und dann hinaus — in die Wälder und geschwelgt und gedacht, Gedanken, die die Welt aus den Angeln gehoben hätten, hätten sie nur den Stützpunkt gehabt. Aber der fehlte."

Er lachte kurz auf, ein täppisches Lachen.

„Was glaubt man nicht alles zu können, solange man jung ist? Man hat da so viele Gedanken und Ziele. Aber dann kommt das Leben und schlägt sie platt. Und dann ist's aus. Dann steigt man vom Himmel herab, — zieht Alltagskleider an . . . . begräbt die Träume und wird ganz klein."

Er sah flüchtig nach der Uhr. Es war noch Zeit.

Und da setzte er sich hin und machte eine Kreditauskunft über Leo Belgmann aus Posen, der eine Maschine kaufen wollte gegen 20,000 in bar und 10,000 in Wechseln, die gern genommen wurden und so sicher waren, wie Gold.

*

Nun habe ich es: er wollte Naturforscher werden. Die ganze Familie sei so gewesen. Aber keinem ist's geglückt . . . . .

— Einmal Sonntags habe ich ihn durch den Wald gehen sehen mit Botanisierrtrommel und Schmetterlingsnetz. Er ging aufrecht und frei und schien nicht derselbe.

Durch die Büsche schwankte ein Schmetterling heran. Da kam es in ihn wie Recken und Dehnen, und er hob das Netz und setzte ihm nach — der alte Mann! — durch Dornendickicht und Hügel, und ich hörte, wie er heisere Laute ausstieß, ein Gemisch von Schluchzen und Jubel.

Abends, als ich heimging, sah ich ihn wieder. Er stand vor einem Ameisenhaufen und betrachtete das wimmelnde Hin und Her. Und hatte eine so tiefsinnige Silhouette auf dem Abendhimmel.

Ich ging still vorbei und dachte: „So ist der Mensch. Er hat zwei Kleider. Und Leben ist Privatvergnügen."

*

Eines Morgens kam er ganz aufgeregt ins Bureau. Er ging einige Male auf und ab, um sich zu verpusten, dann machte er sich an die Arbeit. Aber es ging nicht recht.

Ich sah seine Hände beben, seine Augen leuchten.

„Haben Sie heute mittag Zeit?" fragte er ganz unvermittelt.

Ich bejahte, und er nickte befriedigt. Dann arbeiteten wir weiter.

Als die Hofuhr eins krächzte, und auf Gängen und Treppen Schritte erklangen, traten wir hinaus.

Draußen brauste die Weltstadt. Fußgänger wogten, Automobile fauchten, Wagen rollten vorbei.

Er nahm meinen Arm und zog mich im Gedränge fort.

„Wohin?"

„Zu ihm," sagte er und stürmte vorwärts.

„Zu wem?"

Er ließ mich los und blieb stehen. In seine Züge kam Staunen.

„Sie wissen nicht —?"

„Nein."

Er schüttelte mitleidig den Kopf.

„Wirklich nicht?"

„Wirklich nicht."

Er lachte auf.

„Das nicht zu wissen! Ja, was wissen Sie denn überhaupt?"

Und plötzlich beugte er sich zu meinem Ohr und flüsterte:

„Er ist angenommen!"

„Wer?"

Er hörte die Frage nicht mehr. Er stürmte vorwärts und stammelte etwas in wirren, hastigen Worten.

Er schleppte mich durch Straßen und Gassen, rechts und links, kreuz und quer, rempelte Menschen an, lief Kinder über den Haufen und mäßigte erst den Schritt, als sich vor uns das Museum für Naturkunde erhob.

Als wir die Treppen hinanstiegen, lächelte er stolz. Dann legte er die Stirn in Falten, setzte eine gelehrte Miene auf und zog mich, unaufhörlich brummend und murmelnd, durch Gänge und Säle in das Zimmer, wo in schwarzen Glaskästen Käfer und Schmetterlinge stehen.

Links vom Fenster hängt da ein großer mit Käfern gefüllter Kasten. Zu ihm zog er mich hin.

„Sehen Sie ihn?" fragte mein Begleiter.

„Wen?"

Er deutete auf die Mitte des Kastens.

Ich folgte der Richtung seines Fingers und sah ein verschwindend kleines Käferchen, unter dem ein Täfelchen klebte mit der Aufschrift: Geschenk des Herrn K. Lehmann.

„Ihrer?" fragte ich erstaunt.

Er schien verletzt.

„Natürlich meiner. Wessen denn sonst? Sie sehen doch: Lehmann. Es ist ein Sumpfkäfer, einzig in seiner Art. Schier unmöglich zu fangen! Eine Kostbarkeit, ein Juwel!"

Er begann mit den Händen zu fuchteln, lief vor dem Kasten auf und ab.

„Ich wußte ja, daß es noch kommen würde! Ich fühlte es! Die ganzen Jahre, die Jahrzehnte hindurch! Sehen Sie ihn nur an! Ich sage nicht zu viel: ein Juwel! Schier unmöglich zu fangen! Da haben sie zugegriffen! Ja . . . . er kann doch noch was, der Lehmann! Wenn er auch sein Leben verpufft hat! Doch noch etwas anderes, als Auskünfte machen! So etwas, verstehen Sie wohl, ähäh . . . . . in der Wissenschaft . . . . . ."

Er lachte auf, rostig und hohl.

Ich sah ihn an. Kein Zweifel: er war krank.

Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war fahl, und aus ihm glühten fieberhaft die umränderten Augen.

„Kommen Sie," sagte ich und zog ihn fort.

Zuerst sträubte er sich, aber dann versank er in Gedanken und schritt still neben mir her ins Bureau. —

Und die Tage kamen und gingen und hatten alle dasselbe Gesicht, einer wie der andere — müde und grau.

Lehmann war wie ausgewechselt.

Er, der früher die Pflichttreue selbst gewesen, der sich nie erlaubt hätte, auch nur eine Minute zu vergeuden, saß jetzt oft stundenlang, am Federhalter kauend, kraftlos in sich zusammengesunken und träumte.

Die Schreiber steckten die Köpfe zusammen.

Was mochte es sein? War er in der Gunst des Chefs gefallen? Hatte Bergmann in Posen falliert? Sie dachten hin, sie dachten her. Und hätten es so gern gewußt. Und konnten es nicht ergründen.

— Das war die Zeit, da meine Katastrophe eintrat. Da ich zum Chef hinaufging und ihm sagte, fünfundsiebzig Mark sei ein recht kleines Gehalt, und ich hoffe, er werde Abhilfe schaffen.

Der Gute! Ich sehe ihn noch heute in seinem Lehnstuhl sitzen, die Stirn runzeln, wie ein Großpapa, und mich angucken, als wolle er mich fressen.

Die Rede mißfiel ihm.

Denn er meinte, fünfundsiebzig Mark sei fürstlich bezahlt, und ein anständiger Mensch könne sich noch etwas davon sparen. Und es betrübe ihn tief, daß er sich in mir getäuscht habe: er habe nicht geglaubt, ich sei auch von der Sorte, sondern ein . . . . ordentlicher Mensch.

Nach dieser Audienz übergab ich ihm seine Bücher, machte einen Kratzfuß und ging.

Gleich darauf trat die Krisis ein. Banken krachten zusammen, der Welthandel stockte, an den Börsen herrschte Panik . . . .

Das hatten sie nun davon. — —

Ich wollte das Hinterzimmer mit seinen Insassen eigentlich nicht wiedersehen, aber dann mußte ich eines Tages doch noch mal hinauf.

Ich stieg die Treppe hinan, durchschritt den Korridor, trat ein.

Alle saßen an ihren Plätzen. An meinem Pult lehnte ein alter, verhärmter Mann. Lehmanns Platz war leer.

„Wo ist er?" fragte ich.

Niemand antwortete. Nur die Uhr krächzte heiser, und der Schreiberlehrling tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

Da verstand ich. Sie hatten ihn weggebracht.

Bald darauf hörte ich, er sei gestorben.

An Größenwahn . . . .

Franz Joseph-Anekdoten.

Beim Tode Kaiser Franz Josephs wurden in deutschländischen Blättern folgende ergötzliche Anekdoten aufgefrischt: Ein Berner Aristokrat kam als Diplomat an den Wiener Hof. Als er bei einem festlichen Anlaß vom Kaiser angesprochen wurde, sagte er: „Majestät, wir sind eigentlich direkte Nachbarn; die Burg meiner Väter steht in nächster Nähe der Habsburg. Ja, ich habe sogar nachgewiesen, daß mein Geschlecht noch älter ist, als das Ihrige!" Darauf klopfte der Kaiser dem Diplomaten freundlich lächelnd auf die Schulter und erwiderte: „Ja, ja, mein Lieber, das mag schon sein; aber wir habens dafür doch a bissl weiter bracht!" —

Eine andere Anekdote, die auf die hervorragende Reitkunst der Kaiserin Elisabeth anspielt, erzählt die Gattin des verstorbenen englischen Gesandten Hugh Frazer in einem Memoirenwerk, in dem sie ihre Eindrücke von den verschiedenen europäischen Fürstenhöfen wiedergibt: „Es gab keine Form der hohen Schule, die die Kaiserin nicht meisterhaft zu reiten wußte, und auf dem Pferd zeigte sie eine unbekümmerte Leichtigkeit und Sicherheit, die wirklich erstaunlich waren. Der Kaiser freute sich oft über ihre Reittalente, und als das politische Barometer in der Donaustadt einmal sehr tief stand und eine Revolution zu drohen schien, meinte er lachend mit gutem Humor zu Elisabeth: „Sorge Dich nicht, mein Lieb! Wenn sie uns aus der Hofburg ausweisen, finden wir immer noch einen Beruf, der uns ernähren wird, wir werden einen Zirkus eröffnen. Ich werde Stallmeister, Du springst durch die Reifen, und die alte Dame sitzt an der Kasse." Mit der alten Dame meinte der Kaiser seine Schwiegermutter, die Herzogin Maximilian von Bayern, deren große Sparsamkeit bekannt war.

— Ach so! Frau (als der Gatte wegen des zukünftigen Schwiegersohnes in einer Auskunftei war, und mit sehr betrübtem Gesichte heimkommt): „Da wird wohl aus der Hochzeit unserer Tochter nichts?"

Gatte: „Schwerlich! Er war auch dort, um sich zu erkundigen!"

— Sie kennt ihn. Gatte (der die Frau zur Bahn bringt): „Wollen wir zum Abschied zusammen ein Glas Bier trinken?"

Sie: „Ach wo! Ich habe keinen Durst. . . und Du trinkst ja sie noch genug, wenn ich abgereist bin!"

— Zuviel verlangt. Patient (in der Sprechstunde für Unbemittelte): „Die Behandlung ist vollständig gratis, nicht wahr?"

Diener: „Jawohl!"

Patient: „Ich warte aber schon beinahe ein halbe Stunde — kriege ich dafür nicht vergütet?"

— Stimmt! Vegetarier (zu einem Bekannten): „Und da könnten Sie sich also für den Vegetarismus nicht erwärmen?"

Der Bekannte: „Ach ja, ich lebe ja so jeden Tag bis 12 Uhr mittags vegetarisch!"

— Falsch verstanden. — „Wo fahren denn Sie hin, kleines Fräulein?"

„„Heim, nach München.""

„Ueber Nürnberg oder Augsburg?"

„„Nein, über die Ferien!""

— Rechthater. Lehrer: „Gib acht, Naz!! Wenn Du fünf feiste Ochsen hast und Du schenkst zwei davon weg, so. . ."

Nazl (einfallend): „. . . So wär' ich der sechste!"

— Verblümt. Vater: „Was der Gesangunterricht meiner Tochter gekostet, möchten Sie wissen? Mehr als drei Tausender. . . und dazu kommen noch die häufigen Umzugskosten!"

Großes Kanalprojekt.

Verbindung des Eismeeres mit dem Bottnischen Meerbusen.

Die norwegischen und schwedischen Zeitungen berichten, daß ein Konsortium amerikanischer Finanzmänner, begleitet von einem Stab hervorragender amerikanischer und russischer Ingenieure, diesen Sommer die Murmanküste und das Gebiet auf der Kola-Halbinsel und Tornea eingehend untersucht habe, um festzustellen, ob die Möglichkeit vorhanden sei, das Eismeer mit der Bottnischen Bucht durch einen Kanal von Tornea durch die vielen Flüsse und Seen des nördlichen Teils Finnlands hindurch nach Kola hinauf zu verbinden. Die Ausführung des Projekts würde ungefähr 300 Millionen Rubel kosten (man berechnet die Jahreseinnahme des Kanals auf 50 Millionen Rubel). Da das Wasser im Eismeer zwei Meter höher steht als im Bottnischen Meerbusen, würde eine starke Strömung in dem Kanal vorhanden sein. Bei Kuolenlahti ist der Golfstrom noch merkbar, weshalb man annimmt, daß sein Wasser das Wasser in der Bottnischen Bucht erwärmen wird. Auf Grund dieser Feststellung rechnet man, daß die Fahrstraße viel länger fahrbar sein wird als bis jetzt.

Die Länge des Kanals wird etwa 300 Kilometer sein. Laut Meldungen russischer Zeitungen hegt man in Rußland daß größte Interesse für die Durchführung dieses Projektes.

Es heißt, daß man mit einer sicheren Einkommenquelle, nämlich der Fischerei, rechnen könnte. Unmassen von Fischen sind dieses Jahr an der Murmanküste gefangen worden. Man behauptet sogar, daß die Fischmengen derart groß seien, daß große Mengen von den Wellen an die Ufer geschleudert wurden. Der Dampfer „Imperator Nikolay" sei in der Nähe der Küste so großen Fischschwärmen begegnet, daß das Schiff durch einen wahren Fischbrei segelte. Im großen Ganzen hat das Meer große Chancen für die Fischerei geboten, und in den letzten Jahren war eine große Zuströmung von Fischern und Kaufleuten an die Murmanküste und der Kola-Halbinsel zu konstatieren.

Der Troß.

Graf von Montecuculi, kaiserlicher Feldherr in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, erklärte, es gebe kein Wort, das die Bagage so gut kennzeichne wie das lateinische „impedimentum", das Beschwerlichkeit und Hindernis bedeute. Ohne Bagage könnte jedes Unternehmen leicht ausgeführt werden, doch alles Eifern gegen das Gepäck bleibe vergeblich, ebenso gut dürfte man von einem erleuchteten Körper verlangen, daß er keinen Schatten werfe. Alle Heere jener Zeit krankten an diesem Uebel, zuweilen war der Troß stärker als die eigentliche Truppenmacht. Die Offiziere, und zwar nicht allein die höheren, zogen nicht selten ins Feld mit einem Gepäck, das für unsere Zeit ans Unglaubliche grenzt; die gemeinen Soldaten führten häufig Weib und Kinder mit sich.

Bei Höchstädt (13. August 1704) fielen den Siegern 334 Maultiere, die mit Silbergeschirr beladen waren, in die Hände, außerdem 34 Kutschen mit Pariser Damen! Die Trainknechte, die wenig oder gar nicht militärisch organisiert waren, ließen einfach alles bei der ersten Gefahr im Stich. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß die preußischen Infanterieregimenter zur Zeit des Großen Kurfürsten bis zu 224 Pferden mit sich führten, der Oberst nicht selten für seine Person allein 16 und mehr, in demselben Verhältnis die Stabs- und Subalternoffiziere. Auf den Bagagewagen der Kompagnie wurden auch die Zelte verpackt, jede Kompagnie hatte deren 30 zu 5 Mann, überdies ein Krankenzelt. Dazu kamen die Offizierszelte, unter Friedrich Wilhelm hatte jeder Offizier sein eigenes, während unter seinem Nachfolger, der überhaupt manche Vereinfachung einführte — so unter anderem Packpferde an Stelle der schwerfälligen Fahrzeuge — den Offizieren einer Kompagnie zusammen nur ein Zelt bewilligt wurde.

Noch am Anfange des verflossenen Jahrhunderts überstieg die Menge der mitgeschleppten Offiziersbagage alles Maß. So kam es damals noch vor, daß Offizierspackpferde mit Klavieren beladen waren und daß beim Ausmarsche aus Berlin 1805 das Gepäck eines einzigen Garde-du-Corps-Offiziers die Straße versperrte. Wilffling erzählt uns in seinen Memoiren, sein Vorschlag, die große Zahl der Infanterieoffizierspferde zu beschränken, wenn nicht ganz zu beseitigen, sei durch den General von Rüchel mit den Worten zurückgewiesen worden: „Mein Freund, ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß!"

Zur Desinfektion von Kleidungsstücken werden in China in Dampf glühend heiß gemachte Bügeleisen verwendet, und die Insassen des Gefängnisses befreien ihre Kleider durch das heiße Bügeleisen von den zahlreichen Läusen, unter denen sie furchtbar leiden.